45

# Illustrirtes Sonntagsblatt.

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

1895

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

## Ein unscheinbarer Fund.

Originalroman von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

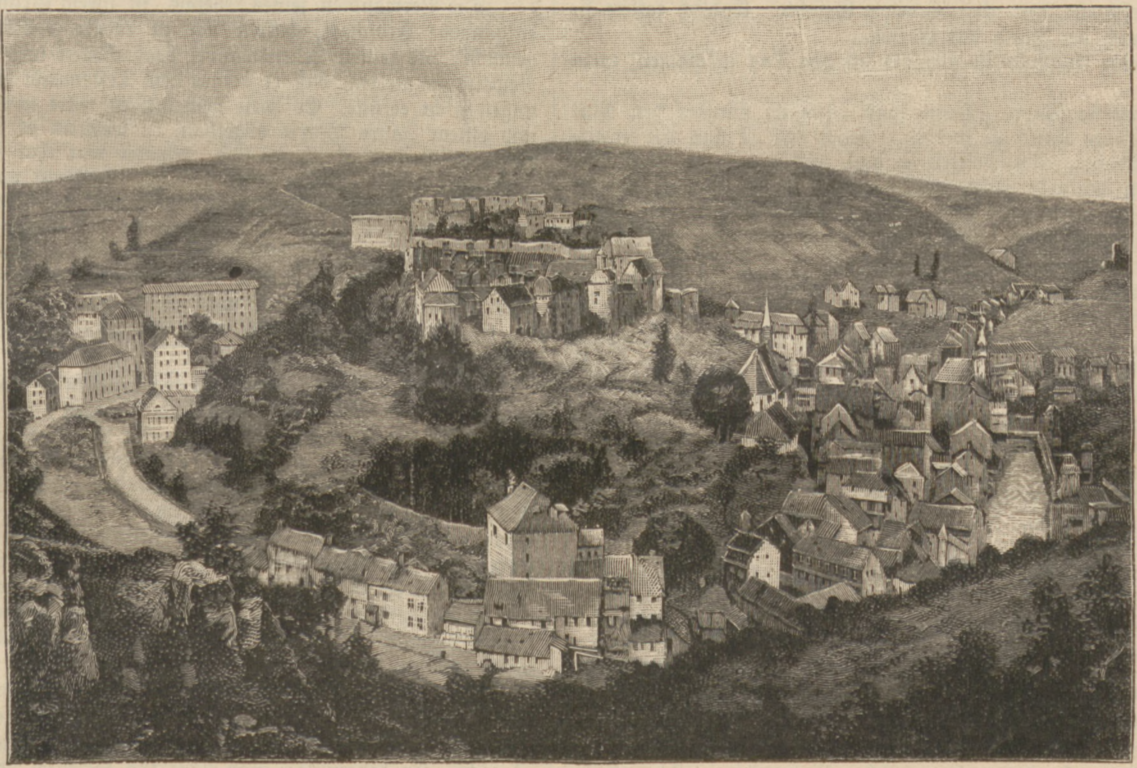
Bernaus Schwester nickte leise mit dem Kopfe. „Ja freilich. Emil flüchtete in seinem ersten Schrecken zu uns auf das kleine Landgut, wo wir lebten, und erzählte uns alles und jedes. Auch wie Sie ihm aus der Klemme helfen würden, wie durch Ihre Großmut die Polizei niemals erfahren konnte, wer der Schuldige gewesen. Mein armer, stolzer Papa, der soviel hält auf seinen unbefleckten, alten Namen, geriet ganz außer sich vor Schmerz und Angst. Er tobte fürchterlich gegen meinen Bruder, nannte ihn einen Unwürdigen seiner Abstammung, einen Ehrvergessenen, der seiner Ahnen Glorie auf dem Spieltisch hingeopfert habe. Aber als dann die Sache sich für Sie zum Schlimmen wandte, als Sie allein beschuldigt wurden, da hielt er doch zu Emil, seinem Sohne, war zufrieden, daß wenigstens die Schande abgewendet blieb von unserem Hause und gab Sie unbarmherzig Ihrem unverdienten Elend preis. Auf den Knieen bin ich damals vor jenen beiden gelegen, habe sie an Pflicht und Menschlichkeit erinnert und sie aufgefordert, die Wahrheit zu bekennen, was auch die Folgen davon seien. Sie stießen mich zornig zurück, schalten, daß ich kein Gefühl für Familienehre besäße und daß ich Gott danken müsse, wenn mir's erspart wurde, die Schwester eines Spielers und Mörders zu heißen. Was konnte ich thun, als weinen und bitten, damals? Durfte ich denn gegen den eigenen Bruder zeugen, ihm Schmach und entehrende Strafen zuziehen? Und noch mehr. Verlangte nicht gebieterisch des Vaters graues Haupt, daß ich schwieg und das Unrecht schweigend geschehen ließ? Er hätte seines Sohnes Verurteilung nimmer überlebt, das wußte ich —.

„Und selbst wenn ich hätte reden, Emils Geständnis vor den Richtern wiederholen wollen, Ihnen würde das nicht viel genützt haben. Klar bewies mir der Vater, wie wenig Gewicht man bei Gericht auf die Aussagen eines einzelnen Mädchens legen würde. — Bedarf es ja doch vier weiblicher Zeugen, um eine Angabe endgültig zu erhärten. Mein Vater drohte mir auch, mich für wahnsinnig erklären zu lassen, wenn ich es wagte, nur ein einziges Wort gegen meinen Bruder auszusagen. Nur eine Wahnsinnige könne so weit kommen, ihre Angehörigen anzuklagen, deren Ehre ja auch ihre eigene sei. Und um mir vollends jede Möglichkeit zu benehmen, daß ich zu Ihren Gunsten einschritt, bewachte mich mein Vater durch ein volles Jahr gleich einem Gefangenwärter und lebte in vollständigster Abgeschlossenheit von jedem Verkehr an meiner Seite. Dann wurde er krank aus heimlichem Gram und Kummer. Nun war's erst recht meine heilige Pflicht, seine Lage nicht noch mehr zu erschweren, ihm treu zur Seite zu stehen, umsomehr als Emil, im Besitze seiner Erbschaft schwelgend, sich wenig um seinen Vater kümmerte, den doch er so frühzeitig alt und gebrechlich gemacht hatte. — Es vergingen drei Jahre. Dann starb mein Vater. Auch ihn hatte die Erinnerung an Sie heimlich gemartert, seine letzten Tage waren durch bittere Gewissensangst verfinstert — aber wer darf es ihm verargen, wenn er den einzigen Sohn, den Erben seines Namens nicht preisgeben wollte, auch auf dem Sterbebette nicht?

„Durch den Tod meines Vaters aber bin ich frei geworden. Mein Bruder zog nach Wien, um die Freuden der Großstadt zu genießen — ich folgte ihm nicht, trotz seiner Bitten und Drohungen. Ich sagte ihm, daß ich ihn nie verraten aber auch nicht wiedersehen würde mit meinem Willen. Ich zog hieher nach Prag zu einer alten Verwandten, mit der ich bescheiden und einfach von den Zinsen eines kleinen Kapitales lebe, welches mir meine verstorbene Taufpatin hinterlassen hatte. An Sie, Herr Braun, aber dachte ich unaufhörlich, ich kann sagen Tag und Nacht. Wie Sie die Zeit verlebt haben würden im Gefängnis, was Sie gelitten haben mußten hinter den vergitterten Fenstern, an denen ich oft vorbeiging? Ob der Umgang mit den vielen unglücklichen und schlechten Leuten auch Sie böse gemacht hatte? Welches Ihre Zukunft sein sollte? Ich wußte Tag und Stunde zu erfahren, wann Sie das Gefangenhaus verließen. Ich beobachtete Sie, soweit dies einem zurückgezogen lebenden Mädchen möglich ist. Es erfüllte mich mit Schrecken, als man mir sagte, in welchem Geschäfte Sie eine Anstellung annahmen. Herr Braun, Sie hätten sich doch nicht wegwerfen sollen an einen so oft bestraften Betrüger und Schwindler —“

„Der Schwindler gab mir eben Arbeit, Brot!“ unterbrach ich sie höhnend. „Das thaten die ehrlichen Leute nicht, weil ich ein entlassener Sträfling bin!“

Sie sah mir mit unendlicher Milde und unendlichem Mitleid ins Gesicht. „Ihre Schuld ist es freilich nicht, Herr Braun. Das habe ich auch eingesehen, habe endlich den schweren Ent-



Montjoie. (Mit Text)

schluß gefaßt und bin hieher zu Ihnen gekommen. Sie dürfen nicht so verwildern und zu Grunde gehen. Es wäre zu schade um Sie. Wer so großmütig an einem Menschen handeln konnte, wie Sie an Emil, der ist zum Besten und Edelsten fähig. Auch ertrage ich's nicht länger, das Bewußtsein, daß Sie unseretwillen nicht nur unglücklich, sondern auch in Gefahr sind, sich selber und den Weg des Rechten zu verlieren. Ich habe eine große, große Bitte an Sie. Nehmen Sie, was mir gehört, das kleine Kapital meiner Taufpatin. Gründen Sie ein Geschäft damit, oder wie Sie's sonst verwerten wollen? Geht alles gut, dann können Sie es mir ja wieder zurückzahlen, denn ich weiß, ein rechter Mann läßt sich nichts schenken von einem Mädchen. Ich möchte so gerne, daß Sie es thäten. Ich wäre dann ruhiger und zufriedener. Nicht wahr, Sie werden meine Bitte nicht hartherzig zurückweisen?"

Ich sah sie an — lange und prüfend. Alle Bitterkeit und auch aller Kummer schwand allmählich aus meiner Seele — die anderen, Verwandte und Bekannte, auch Tante Lina hatten an mir gezweifelt, sich nach meiner Verurteilung scheu von mir gewendet. Vor mir aber stand die eine, welche nicht nur an mich glaubte, nein, welche es wußte, daß ich unschuldig war, so ganz und unbedingt unschuldig. Und wie süß, wie lieblich war diese eine, wie demütig und ergeben neigte sie das Köpfchen vor mir, vor mir, der seit Jahren nur eine Atmosphäre von Mißtrauen und Verachtung eingeatmet hatte. O wie wohl es that, in jenen frommen Mädchenaugen weiches Mitleid und innige Besorgnis zu lesen.

Ich wagte es, ihre kleine, wie ein Rosenblatt zarte Hand zu ergreifen. Sie nahm es für ein Zeichen der Zustimmung.

„Sie wollen also, nicht wahr, Sie wollen?" rief sie lebhaft.

Ich weiß nicht, wie mir das große, heiße Verlangen nach Liebe und trautem Beisammensein, nach dem Besitze eines holden, schutzbedürftigen Weibes so plötzlich kam? Und noch viel weniger begreife ich heute, woher ich, der Ausgestoßene, der Aussichts- und Mittellose, die Verwegenheit nahm, diesen jäh erwachten und dennoch schon unbezwinglichen Wunsch ganz offen auszusprechen?

„Ja — ich will — aber nur unter einer Bedingung!" flüsterte ich halb erstickt von Angst und Erregung. „Du, die ich nicht einmal mit Namen zu nennen weiß, willst Du Erwerb und Sorge, und Freude und Leid als Gattin mit mir teilen?"

Eine rote Flamme schlug in ihrem Antlitz auf.

„Das freilich hätte ich Ihnen nicht anbieten dürfen!" erwiderte sie so leise, daß ich mich näher zu ihr hinbeugen mußte, um sie zu verstehen. „Aber es wird wohl am besten so sein. Ich habe Sie lieben gelernt während der langen Jahre her, in denen Sie allein meine Phantasie und mein Herz beschäftigten. Und Ihnen — Ihnen wird es auch gut thun, wenn Sie ein Wesen an der Seite haben, welches Sie durch ihre Hochachtung davor behütet, daß Sie Mut und Selbstschätzung verlieren. Auf der ganzen Welt könnten Sie doch kein Mädchen finden, das so genau Ihren Wert kennt wie ich. An meiner Hand werden Sie den Weg zurückfinden zu Glück und Ehre!"

„So bin ich einig geworden mit ihr. So hab' ich meine erste Gattin gewonnen, liebe Mary!"

Die kleine blonde Frau an Herrn Browns Seite saß eine Weile ganz still und erschreckt, mit abgewendetem Gesichte. Endlich tastete sie wie verstohlen nach der Hand des Gatten.

„Und — Deine Unschuld ist niemals an den Tag gekommen, mein armer John?"

„O doch, teuerste Mary. Denn sonst hätte ich nimmer den Mut gefunden, um Deine Hand zu werben. Doch das ist nun der zweite Teil meiner Geschichte. Du wolltest ja auch wissen, wie ich Mathilde, meine erste Frau verloren habe. Ich zog mit ihr gleich nach unserer Vermählung in die Kaiserstadt Wien. Dort in dem bunten, lärmenden, gleichgültig aneinander vorüberhastenden Menschengewühle vermag sich ja so leicht und sicher ein mit Schmach bedeckter Mensch, ein entehrter Name zu verbergen. Das kleine Kapital meiner Gattin ermöglichte mir, einen Antiquitätenhandel anzufangen. In freien Stunden verfaßte ich Majestätsgesuche, Gerichtseingaben und andere Dokumente zu billigeren Preisen, als ein wirklicher Advokat dies besorgen konnte und — und ich suchte zu vergessen, daß ich einst eine ehrenvolle Laufbahn erstrebt, auf eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft gerechnet hatte. Mir stand ja ein Engel tröstend und ermutigend zur Seite — meine Mathilde. Mit solchem Beistand ließ sich ja alles tragen und auf alles verzichten; der arme Johann Braun fühlte sich wieder Mensch, wieder zufrieden mit seinem Lose. Und das Maß seines Glückes ward übervoll, als ihm sein Weib einen lieben, herzigen Knaben schenkte.

„Die Tage — die Monate flohen, wie schöne Zeiten stets zu rasch vergehen. Da — mein kleiner Erich war gerade sechs Jahre alt geworden — da begegnete ich — Emil von Bernau, wenige Schritte von dem Hause entfernt, das ich bewohnte. Aber das war nicht mehr der elegante Kavalier, der mich durch seine einschmeichelnden Manieren, seine liebenswürdige Laune und seine brillanten Gesellschaftstalente über die Leerheit seines Gehirnes und den dürren Egoismus seines Herzens einst zu täuschen vermocht hatte. Das war ein tiefgebeugter, herabgekommener Mann, dem nichts mehr daran lag, welchen Eindruck er machte, ob ihn die Leute auf der Straße scheel ansahen wegen seines abgeschabten Rockes, seiner schiefgetretenen Stiefel und seines vernachlässigten Bartes. So hatte ich ausgesehen, als ich aus dem Gefängnis kam, ehe Mathilde mich kräftig bei der Hand ergriff und auf den Weg der Selbstachtung und ehrlichen Strebens zurückführte. Ich fühlte mich erschüttert, entwaffnet. Dem glücklichen Bernau wäre ich vielleicht mit einer Injurie an den Hals gesprungen. Dem erniedrigten, vom Schicksal geschlagenen wollte ich still aus dem Wege gehen. Mit ihm hatte ich nichts mehr zu rechten — er war gestraft, er büßte —.

„Aber schon hatte er mich entdeckt und erkannt.

„O Johann, Johann!" schrie er auf und sank halb ohnmächtig gegen die Wand des nächsten Hauses. Leute sprangen herzu, ihm zu helfen. Ich stand unschlüssig — o wäre ich davongeeilt, ehe er Besinnung und Sprache zurückgewann. Aber mich fesselte die Begierde, zu erfahren, wie er so weit hatte herabkommen können und eine Art von Genugthuung, daß ihm sein Verrat doch keine süßen Früchte getragen.

Er richtete sich auf, suchte mit den Augen nach mir. „O höre mich nur noch ein einziges Mal an, Johann, ich beschwöre Dich!"

„Um Aufsehen zu vermeiden, bot ich ihm rasch meinen Arm. So gingen wir dahin; heute begreife ich's noch nicht, was damals mein Herz erweichte, wie ich so täppisch, so kopflos handeln konnte, ihn in meine Wohnung zu führen. Vielleicht war es die Wahrnehmung, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte, daß ihn entweder Krankheit oder äußerste Erschöpfung zu Boden zu werfen drohte. Sollte ich den Bruder meiner Frau hilflos auf der Straße liegen lassen, ein Schauspiel der Vorübergehenden?

„Meine arme Mathilde stieß einen lauten, zitternden Schrei aus, als ich — Emil über die Schwelle unseres Wohnzimmers führte. Ihm klapperten die Zähne hörbar aneinander. Schwer und stöhnend sank er auf das Sofa: „Endlich ein Asyl — eine Zuflucht, ein Dach über dem Kopfe!"

„Er begrüßte nicht einmal seine Schwester, ich weiß nicht, ob er sie überhaupt erkannte —.

„Brot — nur einen Bissen Brot!" stotterte er mit schwerer Zunge.

„Mathilde, blaß wie eine Tote, brachte ihm Milch und Zwieback. Er aß mit der Gier eines Verhungernden und verfiel gleich darauf in einen tiefen, bleiernen Schlaf.

„Mathilde und ich, wir standen, uns fest umschlungen haltend, neben ihm. Wir schauten auf das noch immer so hübsche, von dunklem Haargelocke umrahmte Gesicht, auf die abgenützten Kleider, auf die abgemagerten, krampfartig zuckenden Hände. Mathilde brach endlich in leises Weinen aus.

„Es ist furchtbar, ihn so wiederzusehen. Ich bin ja doch nun einmal groß geworden mit ihm, er war der einzige Gefährte meiner Kindheit!" sagte sie, als ob sie ihre Thränen rechtfertigen wollte.

„Aber auch meine Augen waren naß geworden. Ohne daß ich's wußte, hatte ich schon alles verziehen, dem Unglücklichen, dem vom höheren Richter Gerichteten.

„Emil lag durch volle vierzehn Stunden regungslos schlafend auf dem Sofa. Als er dann endlich aufwachte, sich sammelte und erzählte, was bekamen wir da zu hören? Welch eine unentwirrbare Verschlingung von Unglück und Schuld! —

„Die Verwandten seines Oheims, in ihrem Grimme über die ihnen entgangene Erbschaft, hatten sich zu ebenso vielen eifrigen Spionen gemacht, die seinen Lebenswandel beobachteten und von ihm ungeahnt Beweise sammelten, daß er die in dem Testamente festgestellten Bedingungen nicht erfülle. Er hatte gemeint, es wäre mit dem Doktorexamen und einem Jahre Praxis abgethan, in welchem er sich alle Mühe von einem Assistenten abnehmen ließ. Später war ihm selbst das zu unbequem geworden. Da er unentgeldlich behandeln mußte, strömten alle Armen der Großstadt Wien seiner Wohnung zu, verdarben die kostbaren Teppiche auf der Treppe und ihm selber den Appetit vor dem Essen.

„Emil setzte seinem Assistenten einen bestimmten Jahresgehalt aus, unter der Bedingung, daß er in einem anderen Hause für ihn arbeite. Der Assistent nahm es aber nicht genau mit dem Worte unentgeldlich. Er strich außer dem Gehalte auch hin und wieder Honorare von den Kranken ein. —

„Und das erfuhren wieder des verstorbenen Erblassers lauernde Verwandte. Sie machten Emil einen Prozeß wegen Verletzung der im Testamente enthaltenen Klauseln. Emil verlor den Prozeß in zweiter Instanz und wurde nicht nur zur Rückgabe der Erbschaft, sondern auch zur Vergütung der hochangewachsenen Gerichtskosten verurteilt. — Unnachsichtig wurde er gepfändet, das von seinem Vater ererbte kleine Landgut bei Prag verkauft; bettelarm blieb er zurück, nachdem die Advokaten den letzten Prozeßgroschen erbarmungslos von ihm erpreßt hatten. Freilich wäre ihm Arbeiten und Streben geblieben, er trug ja das Doktordiplom als letzten Rettungsanker in der Tasche. Doch erstens mangelte ihm die nötige Summe, um eine Wohnung einzurichten, in welcher er seine Praxis hätte ausüben können.

„Und dann — Emil war nicht gewöhnt ans Arbeiten, an Entbehren und Verzichten. Und — er liebte das Spiel, den leichten, angenehmen Gewinn. Was sich da zugetragen haben mag, genau sagte der Unselige es nicht. Er behauptete, man habe ihn fälschlich des Gebrauches markierter Karten angeklagt. Soviel mußte er zugestehen, daß er vor Gericht

gestanden, verurteilt und seines Adels verlustig erklärt worden war. — Das letztere hatte die Wiener Aristokratie durchgesetzt, die begreiflicherweise ein so unwürdiges Mitglied nicht länger in ihren Kreisen dulden wollte. Aus dem Gefängnis entlassen, sah sich Emil vollends als Bettler, ausgestoßen, wo er anzuklopfen wagte, ohne Obdach, ohne Aussicht, ohne Brot. Ziel- und planlos irrte er wochenlange bald in Wien, bald in den umliegenden Ortschaften umher, verstohlen die Hand um Almosen ausstreckend, auf Heuböden oder unter Brücken schlafend. Es war ein so gräßliches Bild menschlichen Elendes, welches er, von seinen hohlen Augen und abgezehrten Händen beglaubigt, vor uns entrollte, daß wir seine schwere Schuld, seine Schlechtigkeit darüber aus den Augen verloren und nur Erbarmen fühlten, grenzenloses Erbarmen mit dem Unseligen, mit dem Tiefgesunkenen.

„Wie reuig er sich zeigte und es in jenen Momenten grenzenloser Erniedrigung auch wohl war. Wie er meine Kniee umklammerte, Verzeihung der früheren Versündigung an mir erflehend. Und ich vergab. In solchen Augenblicken liegt etwas Berauschendes für den menschlichen Stolz. Den, der uns Uebles gethan, im Staube vor uns sehen, ihm Gnaden gewähren, sein Retter werden zu können, mir wenigstens war's eine süße Vergütung für vieles Leid. Und Emil führte mildernde Gründe an, die mich sein damaliges Verhalten weniger strenge beurteilen ließen. Um den alten Vater, die unverheiratete Schwester zu schonen, wollte er sich damals nicht angeklagt und mich preisgegeben haben —.

„Kurz — ich verzieh. Mathilde dankte mir's durch vermehrte Liebe und — Emil blieb bei uns. Er gewann Gesundheit und Kraft unter unserer Pflege wieder, er schien zufrieden in dem einfachen häuslichen Kreise, half mir bei meinen Geschäften und unterrichtete meinen Knaben. Er umstrickte mich völlig wieder mit der bezaubernden Liebenswürdigkeit seines Naturells, die Kluft, welche seine Schuld zwischen uns gerissen hatte, ward überbrückt durch gemeinsame Erinnerungen an die schöne, hoffnungsreiche Studentenzeit, ich lernte langsam vergessen, was ich erlebt und erlitten durch ihn.

„Drei Jahre verflossen ungestört — friedlich. Ich begann den Tag zu preisen, an welchem ich's über mich gewonnen, Emil zu verzeihen. Da — warf seiner Seele Dämon wieder den verhüllenden Schleier ab und verwüstete das bischen Glück und Behagen, das ich mir mühsam aufgebaut.

„Es war in den Sommermonaten. Ich hatte eine Partie sehr wertvoller, antiker Münzen zum Verkaufe übernommen, deren sich ein verarmender Aristokrat behufs Regelung einiger drückenden Verpflichtungen entledigen wollte. Das Unglück fügte es, daß ich mir gerade in dieser Zeit den rechten Fuß verstauchte. Ich konnte mich deshalb nicht selber mit dem Geschäfte befassen, sondern mußte mich völlig auf Emils Unterstützung verlassen. Er zeigte sich eifriger als je, nahm die Sammlung in Empfang, die er einigen, ihm aus früherer Zeit bekannten Antiquitätenliebhabern zeigen wollte und versprach mir alle mögliche Vorsicht und Klugheit. Mir fiel es gar nicht ein, ihm zu mißtrauen. Mathilde aber, die erst von der Sache erfuhr, als Emil schon mit den Münzen davongegangen war, schüttelte bestürzt den Kopf.

„Du hättest ihm nicht so großes Vertrauen schenken sollen, Johann. Man muß Naturen, wie die seine, nicht unnötig in Versuchung führen!"

„Da hatte ich nun jäh erwachte Unruhe im Herzen, hilflos hingestreckt auf mein Bett, wie ich war. Ich konnte den Abend kaum erwarten. Da mußte Emil wieder kommen und mich von meiner Angst erlösen.

„Aber statt seiner traf mittelst eines Dienstmannes ein kurzer Brief von ihm ein, in welchem er meldete: „Brillantes Geschäft. Bin zum Souper geladen bei dem Käufer der Münzen. Sorge nicht, wenn ich etwa nachts nicht nach Hause komme. Sollte es zu spät werden, so schlafe ich bei meinem Gastgeber außerhalb Wien. Herzlichen Gruß. Unverändert Dein Emil!"

„Mir war es schwarz vor den Augen geworden. Ich gab den Brief Mathilde hin. Sie sank schweigend auf einen Stuhl. Wir beide wußten, daß uns das Unheil wieder ereilt hatte. Und meine Schuld war's dieses Mal, meine Vertrauensseligkeit, mein Leichtsinn.

„Emil hatte die Münzen verkauft, verspielt, was weiß ich. Er schrieb mir zwei Tage später einen zweiten Brief, reuig, zerknirscht, er wage es nicht, mir jetzt vor Augen zu treten, aber er hoffe mir den Schaden bald vergüten, mich mit freiem Gewissen wiedersehen zu können. Er werde alles, sein Leben selber daransetzen, mir den Verlust der Münzen zu vergüten. Nicht eher wolle er ruhen und rasten.

„Ich fluchte nicht ihm, sondern mir selber, meiner Blindheit, meiner mir nun selber unbegreiflichen Unbedachtsamkeit. Uebrigens that ich, was ich als Ehrenmann und auch um nicht wieder mit den Gerichten in Berührung zu kommen, nicht unterlassen konnte. Ich opferte alle meine Ersparnisse, ich verkaufte jedes entbehrliche Stück unserer Einrichtung, um den Grafen, der mir die Münzen übergeben hatte, zufrieden zu stellen. Jener bekam keine Ahnung von dem Vorgefallenen, er meinte, die Sammlung sei ganz regelrecht verkauft worden. Durfte ich denn eine Anklage gegen Emil erheben? Wäre da nicht vielleicht meine und seine Vergangenheit ans Licht gezerrt worden, hätte man nicht auch mich verdächtigt, beschuldigt, gefänglich eingezogen, mein Weib, meinen Knaben der öffentlichen Entehrung preisgegeben? Nein, es hieß schweigen und dulden und den völligen Ruin demütig auf die Schultern nehmen.

„Von vorne anfangen! Das ist furchtbar schwer, wenn man weder Geld noch Protektion, weder gewinnbringende Beschäftigung noch sonstige Hilfsquellen hat. Mit Altertümern konnte ich nicht mehr handeln, denn dazu gehört Kapital. Ich wollte mich wieder aufs „Bittschriftenverfassen" verlegen, das ich in letzter Zeit gänzlich aufgegeben hatte. Aber meine wenigen früheren Klienten hatten sich zerstreut. Und die teuren Zeitungsannoncen zu bezahlen, fehlten mir die Mittel. Ich fand also keine Gelegenheit, mich dem Publikum aufs neue anzuempfehlen. Es scheint unmöglich, daß ein Mann, welcher Kenntnisse besitzt und arbeiten will, dennoch zuweilen mit den Seinen zum langsamen Hungertode verurteilt ist. Und dennoch geschah mir es so. Was versuchte und that ich nicht im Gedanken an Mathilde und Erich. Meinen Fähigkeiten angemessene Beschäftigung fand ich nicht, und zu gewöhnlicher Körperarbeit, die ich endlich auch angenommen hätte, wollte mich niemand verwenden. „Ich sähe zu schwächlich aus", sagten die Leute. Und Kummer und Elend hatten mich ja auch wirklich zum Schatten meines früheren Selbst gemacht. Wir sanken tiefer und tiefer. Mathilde, die stumme, engelhafte Dulderin, der blasse, darbende Knabe Erich, die elende Kellerhöhle, aus der uns täglich der Hauswirt wegen „nicht bezahlter Miete" zu verjagen drohte. Ich verlor den Kopf — ich wollte nichts mehr sehen und hören von all dem bodenlosen, unabänderlichen Elend. Ich lief davon, mit einem halben Kreuzer in der Tasche, ich wollte Weib und Kind erst wieder sehen, wenn ich Beschäftigung für mich und damit Brot für sie gefunden hätte. So gedachte ich meine Kräfte anzuspornen. Der Hauswirt würde Mitleid haben mit der verlassenen Frau, sie wohnen lassen in der Kellerhöhle — die Nachbarn konnten ihr und dem hungernden Knaben ein Stück Brot nicht versagen. Drei Tage und Nächte ging ich nicht nach Hause, laß mich schweigen darüber, wie ich diese Zeit verbrachte. Ueber „Sein und Nichtsein" brütend, um Arbeit flehend, verhöhnt, zurückgewiesen. Dann waren Entschluß und Kraft zu Ende. Ich schlich nach Hause, um Weib und Kind noch einmal zu sehen und dann —. Es waren keine guten Gedanken, die damals mein gemartertes Hirn durchkreisten. Ich hoffte, daß sich Mathilde entschließen würde, sich mit mir und dem Knaben in das einzig uns gebliebene Asyl, in das Grab zu flüchten. Ich fand Erich allein, geängstigt, nach der Mutter weinend, die schon am vorigen Abend fortgegangen und nicht wieder heimgekommen war. Unmittelbar nach mir traf — Emil in der Wohnung ein. Aufs äußerste gebracht, von meiner Verzweiflung überwältigt, sprang ich auf ihn zu, um ihn zu fassen, zu erdrosseln. Er hatte noch eben die Zeit, eine gefüllte Brieftasche auf den Tisch zu werfen.

„Da — da ist Geld!" rief er. „Nun ist alles wieder gut. Ich habe Dir's ja versprochen, daß ich Dir den Schaden wieder ersetzen würde. Heute halte ich Wort. Im Spiel verliert man, im Spiel gewinnt man."

„Der Anblick der hohen Banknoten, die teilweise aus der halboffenen Brieftasche hervorschauten, besänftigte wirklich jähe und wirksam meine zornige Verzweiflung. Mit Geld war ja unserem Elend abzuhelfen. Und ich griff danach, hastig, begierig, ohne Emil eines Wortes oder Blickes zu würdigen. Er that ja nur seine Schuldigkeit, wenn er mir zurückzahlte, was er mir geraubt hatte.

„Jetzt gehen wir, Deine Mutter suchen!" sagte ich zu dem kleinen Erich

„O Mary — mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich an jene Stunden denke. Nachdem ich und Erich überall gewesen waren, wo wir Mathilde vermuten konnten, fanden wir sie — in der Totenkammer des Schmelzer Friedhofes. Sie lag mit triefenden Haaren und unentstelltem Gesichte auf einem langen Tische. Ich konnte mich weder bewegen noch weinen bei dem Anblick. Ich fühlte mich ganz steif und starr. Erich aber hing sich verzweifelnd an die tote Mutter und klagte sich laut an, daß er sie durch sein Bitten um Brot und durch sein ungeduldiges Jammern vom Hause fortgetrieben habe, in das abscheuliche Wasser, in das Grab. Man mußte ihn mit Gewalt von der Leiche entfernen. Auch mich führte man fort. Ich war nicht klar bei Bewußtsein. Als ich mich wieder besann, befand ich mich mit meinem Knaben und — Emil Bernau in unserer Kellerwohnung. Ich besaß nicht einmal die Kraft, ihn zu hassen und von mir zu stoßen.

„Er redete mir eindringlich zu, die dumpfe, unterirdische Behausung und die Stadt zu verlassen, um die schreckliche Erinnerung loszuwerden, schon um Erichs willen, dessen übermäßiger Schmerz eine Erkrankung im Gefolge haben könne. Ich war gebrochen, willenlos — nichts hielt mich überdies in Wien zurück — so that ich, wie Emil verlangte. Ich nahm das arme, trostlose Kind in meine Arme und fuhr mit Emil an den Nordbahnhof, von wo uns der Schnellzug bald aus dem Weichbilde der Stadt Wien entfernte, die ein Grab geworden war für mein treues, heißgeliebtes Weib.

„Wir reisten nach Prag — Emil hatte dies gewollt. Er hatte einen Plan, wie er sagte. Und mir war's ja gleichgültig, wohin ich ging, ich lebte ja nur mehr um Erichs willen.

„Ich empfand einen unbezwinglichen Abscheu vor Emil, konnte ihn aber doch nicht entbehren. Er sorgte ja für meinen Knaben, schützte ihn vor dem Darben und Hungern.

„Wer nicht selber ernstlich und anhaltend Not gelitten hat, kann es unmöglich ermessen, wie demoralisierend pekuniäres Elend auf den mensch-

lichen Charakter wirkt, wie es jeden Stolz vernichtet und die Ehrliebe selber in den Hintergrund zu drängen vermag. Das Ungestüm des physischen Bedürfnisses überschreit alle edleren und feineren Regungen und die durch Leiden geschwächte Willenskraft vermag nichts dagegen auszurichten.

„So sank auch ich soweit herab, daß ich mich vollständig Emils Anordnungen fügte, trotz meines bitteren Hasses gegen ihn, trotz des Gedankens, daß er den Tod meiner geliebten Mathilde verschuldet hatte. Jetzt wenigstens war er ja unser Retter und Erhalter, was konnten wir ohne ihn beginnen? Er gab uns ein Dach, er kleidete und sättigte uns.

„Ich habe Dir bisher nur Böses, nur Schaden zugefügt, Du armer Junge!“ sagte er in Prag zu mir. „Jetzt sollst Du sehen, daß ich nicht aus Prinzip schlecht handle, sondern nur, wenn ich meines eigenen Vorteils wegen nicht anders kann. Ich bin gesonnen, nach Amerika zu gehen, in Europa würde es mir doch nicht mehr gelingen, irgend eine annehmbare Lebensstellung zu erringen. Dir aber soll meine Abreise Vorteil verschaffen. Und höre nun auf welche Weise. Du standest hart vor Deinem Juristenexamen, als Du statt meiner ins Gefängnis wandern mußtest. Du kannst die Prüfung aber ja auch noch jetzt ablegen. Jung bist Du noch und was Du vergessen hast, das holt sich bei Deinem hervorragenden Kopf in ein paar Monaten ganz leicht nach —“

„Du fabelst!“ unterbrach ich ihn bitter. „Mit Hohn und Verachtung würde der entlassene Sträfling von den Professoren verjagt werden —“

„Aber dem ungerecht verurteilten, durch einen Irrtum der Gerichte um seine ehrenvolle Zukunft betrogenen Studenten wäre ihre Sympathie und eifrige Unterstützung gewiß!“ versetzte Emil.

„Wer aber sollte sie davon überzeugen, daß ich ungerecht verurteilt worden bin?“ fragte ich ironisch.

Da rief Emil: „Ich! Ich allein kann es und will es thun. Von Newyork aus sende ich ein schriftliches und notariell beglaubigtes Geständnis an die Prager Polizei, daß ich es gewesen bin, der in jener unseligen Nacht während der Hitze des Kampfes tödlich verletzt hat. Ich werde in dem Schriftstück auch ausdrücklich bemerken, daß Du das Spielhaus weder während jener Nacht noch jemals früher besucht hast und daß nur Deine Großmut gegen mich Deine Verurteilung, Dein Verderben herbeiführte. Meine volle Aufrichtigkeit schadet mir dort drüben ja nichts mehr, Du aber wirst dadurch mit dem Glorienschein eines unverschuldeten Märtyrertums umgeben werden. Alle Sympathieen müssen Dir zufliegen. Es kann nicht anders kommen, als daß man Dir von jeder Seite Hilfe bietet, damit Du sobald als möglich den Advokatentitel erlangst. Du kommst dann mit Deinem Diplom zu mir nach Amerika, dort giebt es Ruhm und Reichtum nur gerade vom Baum zu pflücken für Leute Deines Schlages. Du siehst, ich meine es gut mit Dir und ich will gut machen — das thut ja wohl auch not — denn ich habe so manches Schwere auf der Seele — da such' ich denn die Schulden wenigstens teilweise abzutragen, damit einmal bei der großen Schlußabrechnung kein gar zu großes Deficit herauskommt!“




**Lisl.** Von F. v. Defregger. Verlag der Photographischen Union in München. (Mit Text.)

„Er hat damals mit einem Ernst gesprochen, den ich gar nicht an ihm kannte. Ueberhaupt erschien er mir wie verwandelt; das traurige Ende seiner unglücklichen Schwester, das er ja verschuldet hatte, mußte doch nicht ohne tiefen Eindruck auf ihn geblieben sein.

„Mit der Abreise nach Amerika machte er's sehr eilig. Er verließ uns schon am nächsten Tage nach unserer Ankunft in Prag, um den Dampfer nicht zu versäumen, der zunächst von Hamburg aus abging. Er hinterließ uns eine Geldsumme, die wohl langen konnte für einige Monate eingeschränkten und sparsamen Lebens. —

„Sechs Wochen später wurde ich zu Gericht beschieden. Emil von Bernaus Geständnis war wirklich eingetroffen, er hatte Wort gehalten, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben. Und nun zeigte sich's, daß die Menschen doch einen tiefeingeborenen Gerechtigkeitssinn besitzen. — Wäre mein Schmerz um Mathilde nicht noch so neu und riesengroß gewesen, ich hätte damals sehr schöne Stunden verleben können. Alle Zeitungen verkündeten in langen, enthusiastischen Artikeln meine Unschuld, meine Leiden und sprachen die Hoffnung aus, daß man mir Genugthuung schaffen, mich für alle meine zerstörten Aussichten entschädigen werde. — Meine früheren Professoren beeilten sich, mir ihren Rat, ihre Unterstützung, ihre unentgeldliche Nachhilfe anzubieten, damit ich möglichst rasch das Advokatenexamen bestehen könne. Die Frau des Rektors nahm meinen Erich zu sich, damit nicht die Sorge um den Knaben mich störe in meinen Studien. Mein Vormund schrieb mir einen langen Brief, worin er mir und vielleicht sich selber vorlog, er habe niemals wirklich an meine Schuld geglaubt. Die alte, gute Tante Lina bat mich beinahe kniefällig, wieder zu ihr zu ziehen, damit sie ihre Verblendung, ihre Versündigung gegen mich wieder gut zu machen vermöge. Universitätskollegen geizten nach dem Vergnügen, mit mir bekannt zu werden und selbst von mir gänzlich fremden Personen empfing ich Beweise der Teilnahme und Sympathie. Und dennoch — dennoch litt es mich nicht mehr in meinem Heimatlande. Mich marterten die Erinnerungen. Mathildens blasse, wassertriefende Erscheinung stand mir vor Augen Tag und Nacht. Der gute Wille aller dieser freundlichen Menschen konnte ja sie nicht mehr aufwecken. Es trieb mich fort, als ob es irgend einen Ort gäbe, der dem Menschen Zuflucht gewährt vor sich selber und seinen traurigen Gedanken. Ich meinte, es würde mir leichter zu Mute sein, wenn das Weltmeer zwischen mir und dem Grabe läge, worin mein geliebtes Weib, von den Hügeln anderer Selbstmörder umgeben, ruhte. Ich hatte kaum mein Examen mit glänzendem Erfolge abgelegt, als ich schon den Vorsatz kundgab, nach Amerika auszuwandern. Alle meine neugewonnenen Freunde wunderten sich — meine Ehre sei ja doch wieder



Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Nach dem Plane von Baurat Franz Schwechten. (Mit Text.)

glänzend hergestellt, ich könnte mich doch zufrieden geben mit den Zeichen allgemeinen Wohlwollens, ich würde ganz sicher binnen kurzem eine hervorragende Stellung unter den Prager Advokaten einnehmen, bei dem lebhaften Interesse, das man für mich hege.

„Ich aber ließ mich nicht irre machen in meinem Plane. Mein Inneres kannte nur ich allein. Ich nahm ein kleines Darlehen von Tante Lina an, um mit meinem Knaben die Ueberfahrt nach Amerika bestreiten zu können.

„In Newyork empfing uns Emil Bernau, dem ich meine Ankunft gemeldet hatte. Er hatte schon eine kleine Wohnung für uns gemietet und eine ältere Frau zur Führung des Haushaltes aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

# Des Oheims Vermächtnis.

*Historische Originalerzählung von Karl Cassau.*

(Nachdruck verboten.)

Im Dorfe Röten, drei gute Tagereisen von Breslau, nahmen die Jagemanns eine geachtete Stellung ein.

Gottlieb Jagemann amtierte hier schon eine Reihe von Jahren als Schullehrer, Küster und Organist, hatte die Jugend des Ortes zum Taufstein und Altar geleitet und auch manche Alte schon unterrichtet.

Erich Jagemann hatte in Röten einen großen Hof besessen; er und seine Frau aber waren gestorben, der Hof war verkauft worden und der Rest des Vermögens für den einzigen Sohn, Adrian, der bei Küsters erzogen ward, sicher gestellt. Der jüngste Jagemann endlich, Sebald, hatte als Feldwebel bei der Garde in Berlin gestanden, bis ihm das Unglücksjahr 1806 den Abschied und die Pensionierung brachte. Er lebte seit kurzer Zeit in Röten, wo er seine Tage in Frieden und in der Nähe des Bruders beschließen wollte.

Das war im Frühling von 1812, als Napoleon im ungemessenen Uebermut mit Rußland den Krieg vom Zaune brach.

Adrian, groß und stark, war damals neunzehn Jahre alt und bereitete sich unter des Oheims Leitung zum Lehramte vor.

Es war nämlich Herrn Gottliebs höchster Wunsch, da er selbst keinen Sohn besaß, Adrian als seinen Substituten und später als seinen Nachfolger in Röten das Schulscepter schwingen zu sehen. — So hatte er denn Adrian sorgsam zu dieser Stellung vorbereitet und ausgebildet und wünschte, daß sein Zögling im Frühjahr 1713 vor der Kommission zu Breslau sein Examen ablegen sollte, wie es damals Sitte war.

Adrian, der lebhaft und lebenslustig war, interessierte sich allerdings viel mehr für Leibesübungen, Märsche und für schöne Pferde, hegte auch insgeheim den Wunsch, Soldat werden zu dürfen; da aber der Oheim ihm zuredete, gab er diese Pläne auf und bequemte sich zu dem einstigen Stande eines Dorfpädagogen.

Diese Anschauung wurde allerdings stark erschüttert, als der Oheim Sebald ins Haus kam und ihm mit der Redseligkeit des Alters die Herrlichkeiten des Soldatentumes darlegte.

Gottlieb Jagemann und seine treue Gattin Magda waren Patrioten. Mit Schmerz sprachen sie von der Not des Vaterlandes, mit Wehmut gedachten sie oft der verstorbenen Königin Luise, des guten Engels der preußischen Lande; sie haßten Napoleon ebenso wie Adrian. Mit Trauer sprachen sie von der Not des Vaterlandes, das von den französischen Besatzungen sozusagen aufgezehrt ward, das auch jetzt dem Korsen ein Hülfsheer stellen mußte. — Mit Begeisterung erzählte der Schulmann von Fichte und seinen Reden an die deutsche Nation, von dem Turnvater Professor Jahn und anderen patriotischen Männern.

Der Eindruck, den dieses auf Adrian machte, wurde noch verstärkt durch Ohm Sebalds Erzählungen.

„Gieb acht, Junge," sagte dieser, „mit Napoleon nimmt es doch ein schlechtes Ende; sein Stern ist im Untergehen begriffen!"

Dann kam der Winter, und die Gerüchte vom Untergange der „Großen Armee" nahmen immer sicherere Gestalt an, bis die elenden Ueberreste des Heeres sich Gespenstern und Schatten gleich über die Grenze schleppten.

„Schau, Adrian," meinte da der alte Soldat, „da hast Du den Beweis von der Gerechtigkeit Gottes, die den Usurpator vom angemaßten Throne stürzt. Das hat er an Preußen verdient! Jetzt werden sich die Deutschen erheben wie ein Mann, und alles wird zu den Waffen strömen. Napoleon ist nicht unbesieglich, das wissen wir jetzt! Glaube mir, Preußen wird den Ruf des alten Friedrich wieder einbringen. Ja, ja, nun naht der Freiheitsfrühling!"

Jetzt fing er seine Erzählungen von der Tapferkeit einzelner Kameraden unter der Dorflinde wieder an und sagte: „Es ist doch wohl kein französischer Spion und kein Verräter unter euch? Lange genug haben sie mir den Mund zugebunden, nun darf ich frei sprechen. Glaubt nicht, Leute, daß wir bei Jena unterlegen wären, wenn die Führung — na, ich sage nichts weiter. Aber der alte Borger, mein Vorgänger in der Kompagnie, der hat Roßbach mitgemacht! Ha, wie sind da die Franzmänner vor den Seydlitz'schen gelaufen! Ja, die preußische Armee muß doch einmal wieder die erste der Welt werden!"

Adrian hörte ihm begeistert zu, wenn er dann so recht ins Zeug kam und den Soldatenstand pries.

„Ich gebe zu," meinte der alte Knasterbart, „daß man dem Vaterlande auch als Schullehrer treu dienen kann, Adrian, aber das Richtige ist doch der Soldatenstand. Gieb Achtung, jetzt wird bald der König rufen und dann, dann bleibst Du doch nicht bei der Schule, sondern gehst mit?"

„Ach, Ohm, wie gern! Aber die Tante, Onkel Gottlieb!"

„Na, sterben werden sie an dem Schmerz nicht! Also Hand drauf, Du gehst mit?"

„Ja, Ohm!"

„So ist es recht! Na, wir sprechen noch darüber!"

Doch es kam anders: der Tod, der unerwartete Gast, trat unter das Dach des friedlichen Schulhauses und streckte den Alten, der nie gekränkelt, plötzlich auf das Krankenlager. Da lag er nun und wußte wohl, was kommen werde: „Der oberste Kommandeur ruft mich zum Appell bei der großen Armee ab," murmelte er, „da muß gehorcht werden, denn einen Ungehorsam giebt's bei einem so alten Soldaten nicht!" Er schrieb seine letzten Verfügungen auf und meinte: „So, nun bin ich bereit!"

Ein andermal meinte er: „Ich bin so müde, so müde! Ich hätte so gern noch einmal die Veilchen gesehen und die Freudenfeuer nach erkämpfter Freiheit, aber es soll nicht sein!"

Mit den Worten: „Herr Jesu, nimm den alten Invaliden auf!" entschlief er eines Tages sanft zum besseren Erwachen.

Trauerstille herrschte im Schulhause, als Adrian auf seinem Kämmerchen abends die Brieftasche öffnete, die ihm der Ohm in die Hand gedrückt. — Es lag ein Zettel drin, auf den hatte der Tote einst mit seinen reckigen Krakeln geschrieben:

„Lieber Junge, wenn Du dieses liest, bin ich nicht mehr, aber ich lege es Dir nochmals an das Herz, wenn der König ruft, das Gewehr zu ergreifen; Du wirst ein ganzer Soldat! Ich habe für Dich die hieneben in der Tasche liegenden drei Friedrichsd'or erübrigt, davon kannst Du Dich ausrüsten, wenn es nötig ist. Werde ein braver Mann.

Dein Oheim Sebaldus."

Thränen entströmten den Augen des Jünglings. „Ja," flüsterte er, „Ohm, ich will's thun, will Dir folgen! Onkel Gottlieb wird mir verzeihen!"

Es war die Zeit nahe, daß er nach Breslau zum Examen mußte; alsdann wollte er den Schritt thun, der ihm geboten schien.

Und nun folgte des Königs Abreise nach Breslau, der Aufruf „An mein Volk," die Kriegserklärung an Frankreich, die allgemeine patriotische Erhebung des Volkes. Die Franzosen hatten im ersten Schrecken Berlin verlassen, das Volk erhob sich physisch und geistig; alles eilte zu den Heeren, sogar Jungfrauen; andere Frauen opferten ihr Haar, um den Erlös auf den Altar des Vaterlandes zu legen; Ehepaare gaben ihre goldenen Trauringe für eiserne hin, um mit dem Golde das große Unternehmen zu fördern. —

Jubelnd las es Adrian aus der Zeitung seinen Pflegeeltern vor, denn jetzt redeten die öffentlichen Blätter die Sprache der Freiheit.

Da ertönte eines Morgens auf der Landstraße von Röten nach Breslau der Taktschritt von Männerscharen.

„Das sind Soldaten!" meinte Adrian entzückt.

Der Onkel blickte zur Thür hinaus und redete mit dem Führer einer Turnerschar, die in ihren Turnanzügen, Tannenzweige an den Hüten, gar stattlich aussah. Der Anführer war ein schlanker, bärtiger junger Herr. — Jetzt kamen beide herein und die Turner zogen in die gerade leere Schulstube.

Nun trat Herr Gottlieb zu Frau Magda und Adrian und erklärte: „Der Herr ist der Professor Jahn aus Berlin, derselbe, der mir dort im vorigen Jahre, als ich Sebald seligen Gedenkens aus der Hauptstadt abholte, auf der Hasenheide vorgestellt wurde. Er ist die Seele der ganzen Turnerei. Jetzt möchten sie alle gern Milch haben!"

„Ja, gern!" lachte die Hausfrau. „Sie können einen Eimer voll erhalten! Ich bringe sie, und Du, Adrian, bringe Gläser hinein!"

So geschah es, und während nun alle Turner ihre Wandertaschen aufthaten und Mundvorrat hervorholten, Adrian aber die Gläser mit frischer Milch füllte, führte Herr Gottlieb Jagemann mit dem Professor ein langes Gespräch, dem Adrian verstohlen lauschte.

„Also Sie haben mich gleich wieder erkannt, Herr Jagemann?" lachte Jahn.

„Jawohl, Herr Professor! Und wohin wollen Sie?"

„Natürlich nach Breslau ins Feldlager Sr. Majestät!"

„Mit all den jungen Leuten?"

„Mit allen, Herr Jagemann! Es sind meine Primaner und Sekundaner, die kräftig genug sind, die Waffen zu führen!"

„Ach, Du lieber Gott! Und Sie selbst?"

„Will auch ins Heer treten!"

„Und Ihr Lehrsaal?"

„Ist verwaist, aber auch leer! Sehen Sie, Herr Jagemann, die Besten sind jetzt eben gut genug, dem geknechteten Vaterlande beizuspringen!"

Er sagte es mit einem Lächeln der Befriedigung und mit blitzenden Augen, die liebevoll auf seine guten Jungen gerichtet waren.

„Das wohl," gestand nun der Schulherr, „aber was wird dann aus der Wissenschaft?"

Hier wurde der junge Professor sehr ernst und entgegnete: „Was nützt uns die Wissenschaft, wenn sie geknechtet ist? Nach der Nieder-

werfung des Erbfeindes wird es Zeit sein, zu fragen, wer von uns noch der Wissenschaft dienen kann. Das Hemde ist uns näher als der Rock!"

Adrian verlor kein Wort, die jungen Leute lächelten und einer von ihnen flüsterte Adrian zu: „Thun Sie auch mit?"

Adrian nickte verstohlen, warf dann einen Blick auf den Oheim und legte den Finger auf die Lippen.

„Ach so!" lächelte der junge Mann und nickte verständnisvoll wieder.

Jetzt hatten sich alle gestärkt; Jahn gab das Zeichen zum Aufbruch, worauf sich die Kriegslustigen mit einem „Gut Heil!" entfernten und draußen Aufstellung nahmen. „Vater Jahn" wandte sich nun an den verlegen dastehenden Jagemann und sagte:

„Was sind wir für die Milch schuldig, Herr Lehrer?"

Der aber erhob abwehrend beide Hände und sagte: „Nichts, gar nichts, Herr Professor! Wir sind doch auch Patrioten! Reisen Sie mit Gott!"

„Dann viel Dank!" lautete die Erwiderung. „Leben Sie wohl!"

„Und auch Sie, Herr Professor, und Ihre braven jungen Leute!" gab Jagemann herzlich zurück. „Gott behüte Sie alle!"

Jahn nickte und eilte zu den Turnern, die nun mit einem lustigen Turnerliede davonzogen.

Nach diesem Ereignisse ward es Adrian völlig klar, daß er feig und erbärmlich handeln würde, wenn er selbst, groß und kräftig wie er war, zurückbleiben wollte. In acht Tagen mußte er selbst gen Breslau, da gab es für ihn nur ein Ziel, das, Soldat zu werden.

Einen Tag vor der Abreise, die Adrian auch zu Fuß zurücklegen sollte, saß Adrian sinnend da, als Frau Magda bemerkte:

„Was hast Du, Adrian? Bist Du bedenklich vor dem Examen?"

„Das nicht, teure Mutter!" gab Adrian zurück, denn längst sah er Oheim und Tante als seine Eltern an.

„Brauchst Dich deß nicht zu schämen!" meinte da der Alte. „Von einem Lehrer der Jugend wird jetzt viel gefordert. Hast ja aber redlich geübt, wirst schon bestehen!"

„Ich hoffe!" erwiderte Adrian und begab sich zur Ruhe.

Am Abend vor seiner Abreise ging Adrian früh auf seine Kammer.

„Er braucht seine Kräfte!" meinte Herr Gottlieb. „Laß ihn, Mutter!"

Aber Adrian schlief nicht. Er schrieb folgenden Brief:

„Liebe Eltern!

Verzeiht mir, wenn ich euch jetzt Schmerz bereite und euch zum erstenmale nicht gehorche. Der König hat gerufen, ich bin groß und stark, ich muß Soldat werden! Ich wäre ein schlechter Preuße, wollte ich jetzt, wo alles, alles, selbst Knaben und Jungfrauen in das Heer treten, zurückbleiben! Ich weiß, was ich dem Vaterlande schuldig bin. Euch aber bitte ich, mir nicht zu zürnen. Wenn Ihr dieses leset, bin ich längst eingekleidet und ziehe gegen den Feind! Lebet wohl und vergeßt nicht Euren Adrian."

Nun ordnete er seine Barschaft und legte sich dann schlafen.

Nachdem er am andern Morgen mit den Eltern die Milchsuppe gegessen — der Kaffee war wegen der von Napoleon angeordneten Kontinentalsperre noch sündhaft teuer und das Schulhaus darum längst zu der Milchsuppe zurückgekehrt — legte er seinen Brief in das eben gemachte Bett und murmelte: „Wenn Mutter kurz vor abgelaufenem Termin mein Bette lüftet, wie es die Art der Guten ist, wird sie dieses finden! Ade, liebes Schulhaus!"

Damit griff er zur Wandertasche und dem Stocke, schüttelte den Eltern die Hand, küßte sie zärtlich und ging dann seines Weges.

* *
*

Acht Tage waren nun vergangen. Vater Gottlieb Jagemann las seinen Abendsegen in der alten Hauspostille oft sehr zerstreut und seufzend, oft hatte er auch nach der Richtung auf der Landstraße ausgeschaut, woher Adrian kommen mußte.

Da sagte Frau Magda: „Ich will doch des Jungen Bett und Kammer lüften!" Sprachs und ging oben hinauf. Als sie nun das Bette öffnete, erblickte sie den Brief. Es dunkelte ihr vor den Augen. Sie griff darnach und eilte mit zitternden Knieen hinab zum Gatten. „Da," sagte sie, „lies Du, lieber Mann, ich konnte es nicht, so bin ich erschrocken! Das bedeutet was! Ach, mein Gott, wenn Adrian anstatt zum Examen nur nicht unter das Heer gegangen ist!"

Herr Gottlieb setzte sogleich die Hornbrille auf, las und las und ließ dann den Brief sinken.

„Nun, Vater?" fragte Frau Magda.

Herr Gottlieb wischte sich die Augen und erwiderte: „'S ist schon so, Frau! Nun, des Herrn Wille geschehe!" Dabei faßte er die Wankende, Weinende und drückte sie sachte in den bequemen Lehnstuhl.

Von da ab wurde es im Schulhause zu Röten sehr still, Frau Magda weinte oft heimlich Thränen, Vater Jagemann aber war zu Mute, wie es Jakob gewesen sein muß, als er Benjamin missen mußte.

Unserem Adrian war es inzwischen gut ergangen. Nachdem er sich in Breslau gemeldet und als tüchtig zur Fahne befunden worden war, trat er unter die freiwilligen Jäger, wozu seine Geldmittel eben ausreichten. In Uniform traf er auf der Straße einen schwarzen Lützower, in dem er zu seiner Ueberraschung den Professor Jahn erkannte.

Ueber Jahns Gesicht flog ein Schein stiller Genugthuung, als Adrian vor dem Offizier Front machte.

„Nun, junger Löwe," lächelte er, „doch Mut gefaßt?"

„Ach, Herr Lieutenant," gab Adrian zurück, „daran fehlte es mir nie; aber der Pflegevater, die Mutter!"

„Ich verstehe!" lächelte Jahn. „Wie ist es, soll ich an sie schreiben?"

„Ach ja, thun Sie das!" bat Adrian.

„Mein Wort drauf! Nun, ich hab's eilig! Auf Wiedersehen, Kamerad, vor dem Feind!"

„Auf Wiedersehen!" gab Adrian zurück und eilte zum Dienst.

Bald darauf erhielt Vater Jagemann ein Schreiben Jahns. Es lautete:

„Mein lieber Herr Jagemann!

Meinem Worte gemäß teile ich Ihnen mit, daß Ihr Pflegesohn Adrian seit fünf Tagen freiwilliger Jäger ist. Zürnen Sie ihm nicht und denken Sie an meine Worte beim Abschied. Ihr ergebenster Jahn, Lieutenant b. Lützow'schen Freicorps."

Vater Jagemann seufzte nicht mehr, er weinte nicht, er sagte nur: „Gott gebe ein gutes Ende!" Damit legte er die Sache ganz in Gottes Hand. — Hier war sie wohl aufgehoben.

Adrian bestand mit vielen Kameraden bei Großgörschen die Feuerprobe glänzend, ohne verwundet zu werden. Freilich ging diese Schlacht der Uebermacht Napoleons gegenüber noch verloren, aber in der Bataille an der Katzbach zeigte der jugendliche Greis Blücher, wie man siegen muß und Napoleons schlachtengeübter Marschall erlitt eine schreckliche Niederlage.

Hier avancierte Adrian wegen seiner Diensttüchtigkeit, wegen seiner Kenntnisse und seiner Tapferkeit bereits zum Korporal, und nun schrieb er einen feurigen Brief an die Pflegeeltern, so daß dieselben ordentlich siegesberauscht mit wurden, wie Vater Jagemann stolz bemerkte.

Bei Leipzig wurde Adrian Sergeant und ging dann mit den Truppen über den Rhein. Bei La Rothière ward er am Arm verwundet, konnte aber in der Kompagnie wieder mitmarschieren, als es nach dem Niederrhein ging, nachdem Napoleon nach Elba verwiesen worden war.

Aber konnte er, der der halben Welt geboten, sich mit diesem Fleckchen Erde zufrieden geben? Der Löwe brach aus dem Netze aus und stellte sich wieder an die Spitze der französischen Armee, um bei Waterloo nochmals das eiserne Würfelspiel um eine Krone zu beginnen. Wie die Preußen diese Schlacht entschieden, weiß jedermann. So viel sei nur berichtet, daß Adrian Jagemann auch hier seinen Mann voll und ganz stellte.

Nachdem die Engländer den hochfliegenden Aar auf der Felseninsel St. Helena im Weltmeere angekettet, trat endlich Frieden in der Welt ein, und die Heere gingen in ihre Heimat zurück.

Adrian trat damals als Feldwebel in das stehende Heer ein, diente weiter und ward von allen Vorgesetzten und Untergebenen hoch geschätzt.

Es war Vater Jagemanns höchster Ehrentag, als der „Herr Feldwebel" auf längeren Urlaub nach Röten kam, und er Sonntags mit dem Gaste die Orgelbank teilte.

Adrian Jagemann mußte die teuren Pflegeeltern bald nachher hinter einander begraben, er selbst bekam in Berlin eine schöne Anstellung, heiratete ein braves Mädchen und wurde ein sehr geachteter Mann.

Mit Jahn ist er noch oft im Leben zusammengetroffen, und freute sich dann jedesmal sehr, denn er hielt viel von dem alten Turnerknorren, der ein so weiches Herz besaß. — Jahn aber pflegte zu sagen:

„Schmälet mir nicht auf die deutschen Jungen, denn als das Vaterland sie gebrauchte, da sind sie willig gekommen! Alle, alle!"

## Unsere Bilder.

**Montjoie.** Am Fuße der hohen Veen, in einem engen, von der Roer durchströmten und von einer Schloßruine gekrönten Thale, liegt das altertümliche Kreisstädtchen Montjoie im Regierungsbezirk Aachen der preußischen Rheinprovinz. Heute zählt Montjoie 2300 Einwohner, ist 34 Kilometer (südöstlich) von Aachen entfernt und gehörte seit Anfang des 15. Jahrhunderts zum Herzogtum Jülich. Das anmutige Städtchen, welches, besonders in jüngster Zeit, fleißig von Touristen besucht wird, hat auch industrielle Thätigkeit, es befinden sich dort Tuchfabriken, Wollspinnereien und Kunstwollfabriken. St.

**Lisl.** Der berühmte Meister bietet in jedem seiner prächtigen Studienköpfe uns neue reizvolle Anziehungspunkte dar. Auch das „Lisl" ist ein anmutiger Mädchenkopf, dessen schön geschwungene Linien das Auge sofort fesseln und zu weiterer Betrachtung anlocken. Wie die kleinen Löckchen sich lustig über der hohen Stirne kräuseln, als wollten sie uns etwas von dem schelmischen Sinn ihrer Trägerin erzählen, und die dunklen Augen, sprechen sie nicht beredt von einem tief verborgenen Herzensgeheimnis. — Der kleine Mund ist aber fest geschlossen, denn — ahnen darf man wohl alles, aber wissen — nichts! —

**Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin.** Seit Monaten herrschte ein reges Treiben auf dem Augusta-Viktoria-Platz, der am Kurfürstendamm im äußersten Westen Berlins die nächste Umgebung der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche bildet. Dieses durch den evangelischen Kirchenbauverein unter dem Protektorate der Kaiserin ins Leben gerufene Werk, zu welchem am 22. März 1891 der Grundstein gelegt wurde, ragt an Größe und Bedeutung weit über die bisher in Berlin neuerrichteten Kirchenbauten hervor. Ueber der Form des lateinischen Kreuzes steigt in reicher und wuchtiger Entwicklung das stattliche Gotteshaus empor, hoch überragt von dem stolzen Westturm, der den höchsten Punkt in der Silhouette der Reichshauptstadt bilden wird. Dieser Turm krönt

Die in der vorigen Session des Reichstags nach

in bezeichnender Weise die dem Langschiff vorgelegte Querhalle, die mit ihren Mosaiken und Bronzen dem Gedächtnisse an Kaiser Wilhelm I. geweiht ist. Die geschickte Orientierung des Chores nach Osten hat dem Altarraume das volle Morgenlicht gegeben und durch die mächtigen Rosen der Kreuzarme dringt das Tageshell breit in die große Halle des Langschiffs, das mit den Emporen 1600 Sitze bietet. Nur der Eintrittsraum liegt da in einer weihevollen Dämmerung, die zu der kunstreichen Gesamtwirkung beiträgt. Die freie Lage gewährt von allen Seiten ein gutes Bild des architektonischen Aufbaus, der in den reizvollen Motiven der rheinisch-romanischen Stilrichtung gehalten ist. Den polygonen Chor umgeben kreisförmig kapellenartige Räume; zwei Osttürme mit hohen, offenen Galerien legen sich zwischen den Chor und das Querschiff, dessen gewaltige Fensterrosen zu den schönsten und größten dieser Art zu zählen sind. Weiter treten in der Gruppe die die Gedächtnishalle abschließenden Altarnischen auf, und hinter ihnen die den Frontturm begleitenden kleinen Westtürme. Der Hauptturm, auf dessen Ausbildung großer Wert gelegt wurde, geht in Höhe des Gewölbes in das Achteck über und trägt über einer zierlichen Zwerggalerie mit Konsolenfries eine feingegliederte Glockenstube, über welcher der massive Helm mit einer leichten Streckung ansteigt. Der Vierpaß über den leichten Trifolien legt sich sehr geschickt in das Liserenwerk der Giebel, zwischen denen Wasserspeier das Maßwerk beleben. So reiht sich alles in reichem Wechsel aneinander, die Kunstweise des Mittelalters in freierer Form dem protestantischen Geist dienstbar zu machen. In einem echt monumentalen Sinne ist auch das Innere entworfen, das durch Glasmalereien und Mosaiken, durch Statuen und Schnitzereien der Bedeutung des Werkes entsprechen soll. Der kostbarste Schmuck ist für die Gedenkhalle vorbehalten, oberhalb deren die Glocken ihre ehernen Schläge erdröhnen lassen. Fünf Glocken sind durch die Gießerei von Ulrich in Apolda aus französischen Geschützen hergestellt und dort trefflich zu einander gestimmt worden. Die schönste derselben führt den Namen „Königin Luise und Kaiser Wilhelm I.“; sie wiegt rund 14,000 Kilogramm und ist nach der Kölner Kaiserglocke die größte in ganz Deutschland. Die vornehme Erscheinung der ganzen Baugruppe beruht zum Teil auf der Wahl des rheinischen Tuffs, aus welchem die schönsten romanischen Kirchen in Köln, Bonn, im Lahnthal und im Ahrthal, sowie andere weiter nach Süden hin errichtet sind. Im Innern herrscht ein warmgetönter schlesischer Sandstein vor, von welchem sich Labrador und Marmormosaiken effektvoll abheben. Staunenswert ist die Feinheit der Bildhauerarbeit, die an den Portalen, an den Friesen Kapitellen, in allem Figürlichen und Ornamentalen auftritt. Die volle Würdigung der Kirche wird erst dann erfolgen können, wenn der endgiltige Schmuck, den beispielsweise zum Teil erst der Chor erhalten, alles Provisorische ersetzt hat. Jetzt aber darf es schon als eine Errungenschaft angesehen werden, daß hier die Berliner Mosaiken durch gute Arbeiten von erheblichem Umfange den venetianischen Wettbewerb beseitigt und auf diesem für monumentale Bauten so wichtigen Gebiete die deutsche Kunst selbständig gemacht haben. Durch das Zusammenwirken aller Techniken in den edelsten Stoffen wird diese Gedächtniskirche für immer ein Denkmalbau allerersten Ranges bleiben. Ist somit das Gotteshaus in jeder Weise des großen Monarchen würdig gestaltet, dessen Namen es tragen soll, so ist das in der Hauptsache dem persönlichen Eingreifen des Kaisers zuzuschreiben, ohne dessen Hingabe an das Werk schwerlich mehr als drei Millionen so rasch zusammengeflossen wären. Ein nicht geringes Verdienst gebührt aber dem Architekten, der seinerseits den Absichten des Kaisers in geschickter Weise gerecht zu werden verstand und umgekehrt für seine eigenen Ideen den freien Raum sich zu schaffen wußte. Die feierliche Einweihung der Kirche fand am 1. September statt. Baurat Franz Schwechten, der merkwürdigerweise mit diesem Werk zum erstenmal im Kirchenbau auftrat, ist am 12. August 1841 zu Köln geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums trat er in das Atelier des jetzigen Dombaumeisters Raschdorf ein, studierte an der Bauakademie zu Berlin und ist seit 1869 als königlicher Baumeister thätig. Nach mehreren Reisen durch Italien wirkte er an der technischen Hochschule als Assistent Spielbergs, widmete sich dann aber ausschließlich dem Privatbau, in welchem er rasch bedeutende Erfolge errungen hat. Seine Hauptbauten sind: der Anhalter Bahnhof in Berlin (1875 bis 1880), das neue Konzerthaus in Stettin, das Ständehaus des Kreises Teltow, das Industriegebäude in der Beuthstraße, die Philharmonie, die Paulkirche in Schöneberg, die Architektur der Kriegsakademie in der Dorotheenstraße, das Kreishaus und der Bahnhof in Wittenberg. P. W.

## Allerlei.

**Ahnungsvoll.** Arzt: „Also in jedes Glas Whiskey, das Sie jetzt trinken, thun Sie vier Gran Chinin. Haben Sie verstanden, Herr Schwiemel? In jedes Glas!“ — Patient Schwiemel: „O Gott, Herr Doktor, ich hab' immer gehört, daß Chinin, wenn man es zu oft nimmt, schädlich wirkt.“ (Puck.)

**Weise Vorsicht.** Frau X.: „Aber, Otto, was machst Du denn da?! Du verbrennst ja all' die Liebesbriefe, die Du mir während unseres Brautstandes gesandt hast!“ — Herr X.: „Liebes Kind, ich habe vorhin die Briefe wieder einmal zur Hand genommen und gelesen, und da ist es mir in den Sinn gekommen, daß auf Grund dieser Briefe 'mal jemand, der nach meinem Tode mein Testament anfechten wollte, es gar leicht hätte, zu beweisen, daß ich wahnsinnig gewesen bin.“ (Harlem Life.)

**Derb.** Der Turnvater Jahn liebte die Schmeicheleien nicht und wies sie meist derb ab. Eines Tages besuchte ihn ein Herr in Freiburg, dessen Name auf jan endete, und wollte ihm nach erfolgter Begrüßung etwas Verbindliches sagen, indem er, allerdings ziemlich fade, begann: „Ich schätze mich glücklich, daß mein Name wie der Ihrige endet!“ — Da fiel ihm der alte Turnvater rasch ins Wort: „Ach, darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden, zumal, da Ihr Name mit den Worten: Schlendrian, Dummerjan, Grobian, viel mehr Gemeinschaft hat, als mit meinem Namen!“ K.

**Beethovens Spinne.** Von Beethoven wird erzählt, daß er schon als Kind gern und viel auf dem Klavier, noch mehr aber auf der Violine phantasierte. Er war dabei häufig so in sein Spiel vertieft, daß er alles andere vergaß, und fast täglich mußte er halb mit Gewalt zu den Mahlzeiten der Familie herbeigeholt werden. Einmal trat seine Mutter ins Zimmer, während er seiner Violine die herrlichsten Töne entlockte. Eine Spinne aber schwebte, von der Decke herabhängend, fast unmittelbar über dem Instrumente. Die Mutter Beethovens hatte, wie die meisten Frauen, einen unüberwindlichen Abscheu vor Spinnen; sie warf daher die Spinne auf den Boden und zertrat sie, ehe der Sohn es verhindern konnte. Dieser hatte aber die Spinne, welche jedesmal kam, wenn er spielte, als seine Freundin in einsamen Stunden liebgewonnen, und da er von Natur jähzornig war, schleuderte er wütend seine Geige auf den Fußboden und zertrat sie in Stücke. K.

## Vexierbild.



**Wo ist Mama?**

## Gemeinnütziges.

**Im Wohnzimmer** sind jetzt die Pflanzen nach der Widerstandsfähigkeit ihrer Blätter aufzustellen. Gewächse mit zartem Blattwerk müssen heller stehen, als solche mit festem lederartigen. Veilchen, Hyacinthen und Maiblumen, unter Umständen auch Fuchsien, Abutilon, auch Pelargonien verlangen, wenn sie hineingebracht werden, den hellsten Platz, da sie noch eine ziemliche Zeit hindurch weiter blühen, sobald sie nicht zu lange den Herbststürmen ausgesetzt gewesen sind und nicht mit dem Wachstum schon aufgehört haben.

**Durchwinterung der Kaktus.** Kaktus durchwintert man in einem mäßig warmen Zimmer und stellt sie womöglich in eine halbdunkle Ecke, wo sie bis Anfangs April wenig begossen werden. Anfangs Mai bringt man sie an ein sonniges Fenster und vermehrt das Wasser jede Woche ein wenig, bis zum September, wo man die Pflanzen allmählich wieder in den Ruhestand treten läßt. (Der Oekonom.)

**Pflege der Wintersaaten.** Diese Pflege hat darin zu bestehen, daß man alle dem Gedeihen der Saaten feindlichen Einflüsse nach Möglichkeit mäßigt oder beseitigt. Hauptsächlich ist aber darauf zu achten, daß niemals Wasser auf den Wintergetreidefeldern stehen bleibe, daß die Wasserableitung überhaupt zu jeder Zeit in einem guten Zustande sich befinde. Ferner gehört zur Pflege der Wintersaaten, daß man eine etwa überfrorene Schneedecke bricht, damit die Saaten nicht ersticken, und daß man Saaten, die kümmerlich durch den Winter kommen, zur rechten Zeit eine Kopfdüngung (Chilisalpeter) giebt, auch dafür sorgt, daß kein Unkraut die Saaten drückt oder sogar überwächst. Wer die Pflege seiner Wintersaaten für überflüssig erachtet, wie es leider nur zu viele Landwirte thun, sollte sich über kümmerliche Ernten nicht beklagen. (Der Oekonom.)

### Anagramm.

Ich bin im Hochgebirg geboren
Und hab' das Meer mir auserkoren.
Versetzest du die Zeichen,
Bin ich dir doppelt eigen. J. Falk.

### Logogriph.

Ein kleines Tier im heißen Land
Ist dir mit einem t bekannt.
Nimm weg das t, häng' n ihm an,
Zu festbestimmter Zeit wird's dann

### Auflösung.

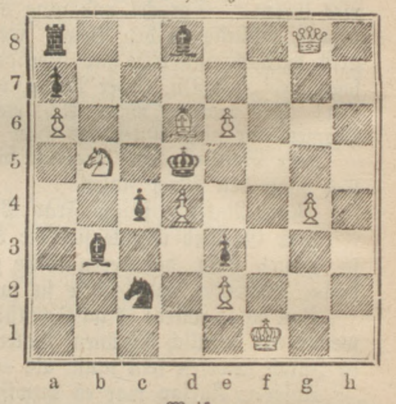
L
M e r
K l o p p
G r a n a t e
L o m b a r d e i
M a r m a r a m e e r
G e r h a r d R o h l f s
H e r z o g v o n A u m a l e
N e u h a r d e n b e r g
N o r t h a m p t o n
A r t e V e l d e
V a n i l l e
A g n e s
I c a
i

Leonardo da Vinci.

### Problem Nr. 119.

Von J. Berger.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.



Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.